Der Oberst.

Erzählung von Philippe Monnier.

Einen Zahlstocher im Munde, den weißen Schnauzbart aufgewirbelt, mit seinem roten wulstigen Nacken, der ihm über den Kragen hervorquoll, asthmatisch, schwitzend und gutmütig, fragte der Vorstand des Militär-Departements, anstatt ihn zu verabschieden: „Was macht Frau Mottu?"

Mottu antwortete: „Es geht ihr gut, Herr Oberst."

„Die Großmutter?"

„Es geht ihr gut, Herr Oberst."

„Gugu? Erzählen Sie mir doch etwas von Gugu."

Mottu wußte, der Moment war gekommen. Seit so vielen Monaten überlegte er den Plan hin und her, laverte auf diese Gelegenheit. Jetzt, da der Vorstand — um ihm zu schmeicheln, nannte man ihn „Herr Oberst" — sich in der Hitze des Sommernachmittags zugänglich, väterlich und lässig zeigte, faßte sich Mottu ein Herz. Er sagte: „Herr Oberst, wenn Sie uns doch die Ehre erweisen wollten, einmal ein bescheidenes Nachtmahl in unserem Hause einzunehmen — ganz ohne alle Förmlichkeiten?"

Der Vorstand hatte auf seinem schwarzen Ledersauteuil, dessen Sitz auf allen Seiten durch seine Körperfülle überragt wurde, eine Viertelwendung gemacht. Stirnrunzelnd schleuderte er ihm einen Blick zu, dem er einen martialischen Ausdruck zu verleihen bemüht war. „Das Abendbrot, Mottu! Aber ...." Der Vorstand suchte nach Worten. Er fand nichts. Da ihm nichts einfiel, rief er überlaut: „Wann also dieses Nachtmahl?"

„Wann es Ihnen beliebt, Herr Oberst. Dienstag zum Beispiel."

„Dienstag?"

„Dienstag, Mittwoch oder an einem anderen Tag."

„Dienstag, Mittwoch oder an einem anderen Tag?"

Mottu begann zu zittern, als der Vorstand sich plötzlich beruhigte.

„Gut," sagte er, „nur hören Sie, Mottu, nichts als Suppe und Rindfleisch. Verstanden? Also am Dienstag." Er hatte sich erhoben und ergriff lachend die Hand seines Sekretärs mit seiner derben breiten Rechten.

„Ich scher' mich einen Pfifferling darum," dachte Mottu, der sich im siebenten Himmel dünkte. „Nichts als Suppe!" Und während des Nachmittags war Mottu flink und fröhlich bei der Arbeit.

Um sechs Uhr ging er, nachdem er seinen Schreibtisch in Ordnung gebracht, sich die Hände gewaschen und seinen Strohhut vom Kleiderstock genommen hatte, mit einem höflichen „Guten Tag, meine Herren" an den beiden Unterbeamten, die neben ihm arbeiteten, vorüber und auf die Straße hinunter.

Es war heiß und der Himmel leuchtete rosig. Ein Mann besprengte das Straßenpflaster, während eine hübsche Frau inmitten des aufgewirbelten Staubes unter hervorsprudelnden Wasserstrahlen vorbeieilte, ihr helles Kleid über dem schwarzen Strumpf schürzend. Mottu begriff, daß das Leben schön war und die Menschen glücklich. Er empfand das Bedürfnis, dem Straßensprizer ein herablassendes Wort zu sagen, dann eilte er leichtfüßig wie ein Student nach Hause.

Die Wahrheit zu sagen, er konnte es nicht erwarten, seiner Frau das Ereignis anzukündigen, das ihn ganz erfüllte. Den Oberst an seinem Tisch bewirten! Ihn in seinen Familienkreis aufnehmen! Einen ganzen Abend lang mit ihm plaudern! Das war eine seltene Gunst, die sich praktisch in ein Avancement verwandeln könnte oder in eine Verbesserung dieser Sekretärstelle, in der er seit sechs Jahren schmachtete. Auf jeden Fall war es ein Zeichen von Wertschätzung, das zwischen ihm und seinem vorgesetzten Chef herzliche und intime, gewissermaßen häusliche Beziehungen herstellte, wodurch er sich bereits in seinem Ansehen gehoben fühlte. Er war nicht mehr ein bescheidener Beamter mit 5000, wie er sich oft allzu schmerzlich eingestehen mußte, angesichts des Glückes ehemaliger Kameraden, die entweder größere Intriganten waren als er oder vom Glück mehr begünstigt waren.

Diese seine Einbildungen waren bloße Grillen. Die Menschen waren gut, die Zukunft rosig, der Oberst wird bei ihm speisen. Er lächelte und holte ein paar Handschuhe aus seiner Tasche hervor und behielt sie in der Hand. Er beschloß, die Sache seiner Frau nur so nebenbei anzukündigen, ohne besonderes Gewicht darauf zu legen, wie eine ganz natürliche und selbstverständliche Tatsache. Und während sie vor Entzücken aufjubelt, wird er ihr sagen: „Ah, so sind die Frauen! Was ist denn eigentlich daran so ungewöhnlich, frage ich Dich, Mathilde?"

Nur als er im sechsten Stockwerke des geräuschvollen Zinshauses ankam, in dem er eine kleine sonnige Wohnung inne hatte, erlebte er eine Enttäuschung. Seine Frau war ausgegangen; dies bezeugte ihr sorgfältig geordneter Arbeitskorb in der Fensternische des Speisezimmers.

Mottu fühlte sich durch diese Abwesenheit wie durch einen Taktfehler verletzt. „Wissen Sie, wohin die gnädige Frau gegangen ist?" fragte er Petronella, die in der Küche Petersilie hackte. Petronella wußte nichts. Die gnädige Frau wäre vor einer Stunde ausgegangen und hätte Gugu mitgenommen. Und Petronella fuhr fort, ihre Petersilie zu hacken, so daß Mottu nicht wußte, was er tun solle.

Er las und überlas eine Einladung, die ihm zugekommen war, spielte mit einem Finger eine Melodie auf dem Klavier; dann ging er zu seiner Mutter hinüber. Die alte Frau las ihre Bibel im Halbdunkel bei verschlossenen Fenstern. Er sagte: „Guten Abend, Mutter, der Oberst wird Dienstag abend bei uns speisen."

„So," sagte die Lesende und blickte über ihre Brillengläser auf ihren stattlichen Sohn. Fast gleichzeitig fügte sie hinzu: „Mathilde ist mit Gugu ausgegangen."

Das war alles. Sie hatte es nicht begriffen. Ach! Sie begriff nichts mehr. Das Leben ihres Sohnes bewegte sich in einer Bahn, die sie längst verlassen hate. Mit jedem Tage zog das Alter ihrem Gesichtskreise engere Grenzen, beschränkte ihre Freuden und Kümmernisse auf geringfügigere Ereignisse, deren tägliche Wiederholung sie gewohnheitsmäßig beschäftigte. Da fühlte sich Mottu wahrhaft unglücklich, vereinsamt mit einer Mutter, die sein Leben nicht verstand, mit einer Frau, die nie zu Hause war.

Er wollte eben fortgehen, als Mathilde eintrat. Als sie die Neuigkeit vernahm, errötete sie und wurde gerührt. Sie lächelte. Sie verstand. Sie umarmte ihn. Ah sie! sie war in der Tat seine Gefährtin; mit ihr fühlte er sich ein Herz und eine Seele, Und Mottu erwiderte zärtlich ihren Kuß.

* * * *

Des Abends, als sie ihre Mahlzeit beendet und Gugu zu Bett gebracht hatten, schlug Mottu vor, anstatt wie gewöhnlich beim Schein der Hängelampe des Speisezimmers noch ein wenig zu plaudern, in den Salon hinüberzugehen. Sie hatten Mühe, die Fensterladen zu öffnen, die aus Furcht vor der Sonne und den lästigen Fliegen stets verschlossen gehalten wurden, weil sie vom Anstrich verliebt waren. Eine Stehuhr aus Bronze ragte auf dem Kamin empor, ein in blau und rosa Wasserfarben gehaltenes Gemälde, das an der Wand hing, stellte den Vesuv dar. Das Kanapee, die Fauteuils, die gepolsterten Stühle verbreiteten einen Geruch von neubedrucktem Tuch, der an den Laden eines Vorstadttapezierers erinnerte.

Mottu, der, in Gedanken stets mit dem Oberst beschäftigt, die Bezüge von den Möbeln und die Verkleidung des Kronleuchters abgenommen hatte, erklärte das Gemälde des Vesuvs ganz einfach für abscheulich. „Ich begreife nicht," erklärte er seiner Frau, „wie Du dieses Scheusal aufhängen konntest", und er schickte sich an, es herabzunehmen.

Die Wand mit der großgeblümten Tapete sah recht kahl aus.

„Es fehlt etwas," sagte Mathilde.

„Jawohl fehlt etwas," erwiderte Mottu. Und in seiner augenblicklichen Niedergeschlagenheit begann er nachzudenken. Es fehlte in der Tat alles. Das Zimmer mit seiner steifen, kalten Symmetrie bot den ungemütlichen Anblick unbewohnter Räume. Mottu begab sich auf die Suche und raffte in seiner Wohnung alles, was er fand, zusammen, um seinen Salon damit zu schmücken. Er brachte eine Zeitung, zwei Bleistifte, ein Buch, einen Handspiegel, ein Papiermesser, eine große Emailbrosche seiner Mutter, worauf eine Insel gemalt war, und eine japanische Lackschale, die auf seinem Nachttischchen stand und worauf er Manschettenknöpfe, Uhr und Schlüssel zu legen pflegte. Dann ging er abermals hinaus und entdeckte auf dem Küchenfenster eine Strauß Geranienblüten, den Petronella ihm gern überließ, und den er in ein Stengelglas steckte.

Für jeden dieser kleinen Gegenstände suchte er lange den geeigneten Platz. „Das sieht schon ganz anders aus," sagte er zu seiner Frau. Indem er zuletzt den Rock ablegte, schob er keuchend und erhitzt die schweren Möbel hin und her, stürzte die Tische um und mühte sich ab, den Eindruck des Unbeabsichtigten, des Phantastischen hervorzubringen, wo steife Regelmäßigkeit und Geradlinigkeit herrschten. Als er nun einige Schritte zurücktrat, um die Wirkung zu prüfen, stieß er den Geranienstrauß, die Untertasse und das Glas um, dessen Inhalt sich auf den Teppich ergoß.

„Was treibst Du denn?" fragte die Großmutter, die mit ihrem Strickstrumpf im Speisezimmer geblieben war. Mottu stand gänzlich vernichtet da. Die plumpe Geschmacklosigkeit dieses unbewohnten Raumes verletzte ihn ebensosehr, wie ihn bei Tische Petronellas nackte Arme und die zerstochenen Finger Mathildens, die sich ihre Kleider selbst nähte, verletzt hatten. Tags zuvor hätte er diese unbedeutenden Einzelheiten nicht bemerkt. Jetzt bemerkte er sie. Es entging ihm auch nicht, daß die Bluse seiner Frau, die chemisch gereinigt worden war, am Oberärmel ausgeblaßt war.

Endlich, um Mitternacht, als er nichts mehr zu sagen, nichts mehr zu tun und nichts mehr zu entdecken hatte, legte er sich, des Kampfes müde, zu Bett.

* * * *

Von nun an wurde in der kleinen Wohnung droben im sechsten Stock von nichts anderem mehr gesprochen als vom Oberst. Bei jeder Ungeschicklichkeit Petronellas rief Mathilde aus: „O, wenn Sie das vor dem Oberst so machen!" Und Gugu hatte man eingeredet, daß der Oberst eine Art Menschenfresser sei, der Kinder, die in der Nase bohren, auf der Stelle verschlinge. Von jedem seiner Gänge brachte Mottu irgend einen Zierrat zur Ausschmückung seiner Wohnung mit. So kaufte er zwei chinesische Fächer und eine Vase aus blauem Porzellan, einen Zigarrenbehälter und den neuesten Roman, den er sorgfältig bis zur Mitte aufschnitt; unter dem Vorwande eines lebhaften Interesses für astronomische Studien hatte er von einem Kameraden die in Saffianleder gebundene Ausgabe von Figuiers sämtlichen Werken entliehen.

Das Haus wurde gesäubert. Die Vorhänge gewaschen. Das Parkett frisch gebohnt. Die Fensterscheiben und das Kupfergeschirr wurden spiegelblank geputzt. Im Vorzimmer besserte man einen garstigen Fleck in der Tapete mit einem Papierstreifen aus. Für die Lampen wurden neue Schirme angeschafft und das Klavier drapierte man mit einer geblumten Bettdecke.

Mathilde wurde mit jedem Tage bleicher. Gugu, der weniger beaufsichtigt wurde, nahm allerlei Unarten an. Petronella war totmüde. Die Großmutter, die sich von diesem häuslichen Umsturz fernhielt, protestierte durch ein nur von spärlichen Bemerkungen unterbrochenes Schweigen. Sie sagte: „Ihr macht viel zu viel Geschichten, meine Kinder. Ihr solltet den Oberst viel einfacher aufnehmen." Aber da man nicht auf sie hörte, zog sie sich mehr und mehr auf ihr Zimmer zurück, wo sie die Tage mit dem Lesen ihrer Bibel und mit ihrer Strickarbeit verbrachte.

Petronella machte ihnen viel Sorge. Sie hatte so bäuerische Gewohnheiten, daß sie imstande war, den Salon zu betreten, während sie an einem Stück Brot kaute. Mottu gab sich alle erdenkliche Mühe, ihr beizubringen, beim Sprechen nicht zu schreien, und Mathilde fertigte ihr aus einem ihrer Kleider eine schwarze Bluse an, damit sie beim Servieren besser aussähe.

Allabendlich ging man nach dem Speisen in den Salon, wo Mottu trotz der großen Hitze den Rock nicht ablegte und wo man sich zwischen den chinesischen Fächern, den Werken Figuires und der von einem Plüschrahmen eingefaßten Emailbrosche in gewählten Ausdrücken unterhielt. Mottu hatte einen Revolver neben sich gelegt. Das machte sich gut.

Es blieb nur noch die schwierige Menufrage. Sie wurde am dritten Tage kühn in Angriff genommen. Sie war die langwierigste und die meist umstrittene von allen. Die Großmutter meinte, man solle dem Manne Suppe und Rindfleisch vorsetzen, wie er es gewünscht hatte, natürlich unter der Bedingung, daß beides vortrefflich zubereitet sei. Mottu und seine Frau hatten dazu gelacht. Man mußte im Gegenteil den Oberst gut bewirten und ein nur so obenhin gesprochenes Wort keineswegs ernst nehmen. Es wäre dies ein schlechter Lohn für seine herablassende Liebenswürdigkeit, wenn sie ihn wie ihresgleichen einfach mit Rindfleisch abspeisten.

Mottu gab sich Mühe, sich auf die auserlesensten Dinge zu besinnen, die er bei den offiziellen Banketten seiner Gesellschaft gegessen hatte. Er suchte alte Menukarten hervor. Je komplizierter und exotischer ein Gericht war, desto besser schien es ihm. „Das muß vortrefflich sein," sagte er dann. Insbesondere hätte er gern allen Speisen Trüffeln beimengen lassen und hätte es am liebsten gesehen, daß während der Tafel Sorbet gereicht würde, denn er hatte einmal in einer Zeitung gelesen, daß der König von Siam so bewirtet worden war.

Seine Frau stellte ihm indessen vor, daß sie sich, wofern nicht ein Aushilfskoch genommen und eine Anleihe gemacht würde, mit der Kochkunst Petronellas begnügen müßten, die übrigens zu jener Zeit eine tüchtige Köchin war. Mottu sah dies, wenn auch mit Bedauern, ein und verzichtete schließlich zugunsten der einfacheren Brotsuppe auf die feinere Krebssuppe. Nach vielem Hin- und Herreden, genaueren Berechnungen und langen Konferenzen mit den Eßwarenlieferanten wurde das Menü bis in alle Einzelheiten ausgearbeitet. Alles in allem kostete es, wenn sie sich nicht verrechnet hatten, ungefähr 87 Frs. 35 Centimes. Das war ohne Zweifel eine Summe. Aber man sah auch nicht alle Tage den Oberst bei sich. Was die Weine betrifft, die Mottu anvertraut waren, wählte man fünf verschiedene Sorten. Einen leichten Rotwein, einen weißen Tischwein, die von Mathildens Wochenbett übrig gebliebene Flasche Madeira, zwei Flaschen Bordeaux, die sie bei Julien, und eine Flasche Asti Spumante, die sie bei Dürr zu kaufen beschlossen.

Eigentlich war Mottu mit dem Asti nicht recht einverstanden. Aber der Preis des echten Champagners war unerschwinglich, und so hatte Mottu sich darein ergeben und nahm sich bloß vor, zu dem Oberst zu sagen: „Es ist nur Asti, Herr Oberst, aber ich habe ihn von einem Freunde in Italien bekommen und da wollte ich, daß Sie ihn probieren sollten."

Sie kamen überein, daß Gugu nicht bei Tische essen werde. Gugu war seit einigen Tagen unerträglich. Wenn er artig sein würde, wollte man ein wenig Konfekt vom Nachtisch für ihn übrig lassen. Abends plauderten Mottu und seine Frau noch lange in ihren Betten, und erst nachdem sie alles besprochen hatten, schwiegen sie. Sie schliefen jedoch nicht ein, sondern jeder hing seinen Träumen nach. Mottu wälzte in seinem Kopfe stolze Gedanken künftiger Größe und Mathilde fing an zu wünschen, daß diese Unruhe ein Ende haben möchte.

* * *

Der Dienstag kam. Es war ein bedeckter Tag wie viele andere. Am Morgen regnete es ein wenig, aber gegen 10 Uhr hellte sich der Himmel auf, und man konnte für den Abend schönes Wetter erwarten. Als Mottu nicht ohne den Oberst an sein Versprechen erinnert zu haben, des Abends sein Bureau verließ, begab er sich in ein Bad. In der Badewanne, wo er lange verweilte und sich dadurch gleichsam geläutert fühlte, tart ein neues Leben mit verfeinerten Gewohnheiten vor sein geistiges Auge. Er gelobte sich, gewisse triviale Redensarten abzulegen, wie zum Beispiel: „Das ist eine rechte Schweinerei", oder „das ist mir ganz Wurscht", die er allzu häufig im Munde führte. Auch beschloß er, sich von nun an einer gewählteren Ausdrucksweise zu befleißigen und ein Abonnement in der Badeanstalt zu nehmen, denn er sagte sich, daß man durch die Beobachtung äußerer Formen ein ganzes Dasein neu gestalten, gewissermaßen zu einer höheren Stufe emporheben könne. Nach Hause zurückgekehrt, schlüpfte er eilig in seinen Gehrock, um alles noch einmal mit einem letzten prüfenden Blick zu übersehen.

In der Tat, ihre kleine Wohnung sah heute recht gemütlich aus; sie war nett und behaglich. Auf dem Büfett des Speisezimmers standen schön geordnet die Weinflaschen, die man künstlich mit einer Staubschicht bedeckt hatte, um ihnen ein ehrwürdiges Ansehen zu verleihen. Im Salon brannten zwei Lampen unter dem großen seidenen Lampenschirm, und überall in den Vorräumen wie in den Zimmern war der Duft von frisch gebohntem Parkett und feinen Speisen vorbereitet. Mottu ging wegen des glatten Fußbodens wie ein Matrose mit gespreizten Beinen umher.

Die Stunde kam heran. Nun waren alle im Salon versammelt. Mathilde, die ihr hübsches rosa Kleid angezogen hatte. Die Großmutter, die sich hatte überreden lassen, ihre Sonntagshaube aufzusetzen. Mottu, den ein neuer Hemdkragen sichtlich beengte. Er sagte nichts, in Erwartung der unzähligen freudig erregten Worte, die er im nächsten Augenblick zu sprechen gedachte.

Er klingelte. Mottu, der plötzlich bleich geworden war, ging hinaus, um zu öffnen. Es war der kleine Austräger des Konditors mit der Eisbombe. Am liebsten hätte ihn Mottu gewürgt. Es verging noch eine Viertelstunde. Eine ängstliche Spannung lag in der Luft. Die Großmutter hatte ihr ewiges Strickzeug wieder aufgenommen, dessen eintöniges Geklapper mit dem Tick-Tack der Pendeluhr abwechselte. Mathilde las in dem zur Hälfte aufgeschnittenen Roman. Mottu hatte sich ans Klavier gesetzt und spielte wie gewöhnlich mit einem Finger eine Melodie.

Abermals ertönte die Klingel, diesmal stürmisch, gebieterisch, das Klingeln des Obersten. Sie eilten ihm entgegen, Türen wurden geöffnet und zugeschlagen. O weh! Anstatt des Alten mit der sonoren Stimme und dem keuchenden Atem war es ein Laufbursche aus dem Bureau mit einem Brief, der ein paar flüchtig hingeworfene Worte enthielt. Mottu näherte das Papier der Gasflamme des Vorzimmers und las ihn laut vor:

„Mein lieber Mottu,
ich bin ganz untröstlich! Soeben kommt Trimoulet ganz unerwartet in der Ihnen bekannten Angelegenheit zu mir, und ich bin gezwungen, den Abend mit ihm zu verbringen, um ihm die erforderlichen Aufklärungen zu geben. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Ich bitte Sie, mich bei Ihrer Frau Gemahlin höflich zu entschuldigen und stets zu glauben an die aufrichtige Freundschaft

Ihres
Chalumeau."

Da öffnete Patronella, die in ihrem schwerzen Kleid und der weißen Schürze tadellos aussah, feierlich die Flügeltüren des Speisezimmers, und ein verschmitztes Lächeln in ihrem gutmütigen Gesicht, meldete Sie: „Bitte die Herrschaften zum Speisen!"

— Kindlicher Wunsch. Fritz: (vor dem Automaten): „Ach, wenn es doch auch Automaten gäbe, die gute Zensuren verkauften!"

Das Mißverständnis.

Erzählung von Viktor Wickström.

Interlaken ist einer der entzückendsten und großartigst gelegenen Orte der Schweiz. Zwischen den hellgrün schimmernden Wassern des Thuner- und Brienzer Sees gelegen, von steilen, grünbekleideten Bergen umgeben, deren Fuß sich in der Aare und Lütschine badet, während ihre Häupter von silbern leuchtenden Wolken umgeben sind, bietet es doch das Allerschönste in dem herrlichen Anblick der Jungfrau, die blendend weiß in ihrer Schneetracht zwischen den grünen Vorbergen hervorblickt. Einen auffallenderen Kontrast zwischen Sommerpracht und Winterkälte kann man sich nicht denken.

In Interlaken findet sich alle Schönheit der Natur mit allem möglichen Komfort der Welt verbunden. Seine Hotels, in denen jährlich Millionen umgesetzt werden, wetteifern mit denjenigen der Weltstädte. Nichts fehlt hier von den Gütern dieses Lebens.

Ich saß eines Abends auf der Veranda des Kursalons und lauschte dem vortrefflichen Orchester, als ich plötzlich durch einen Schlag auf die Schulter und einen schwedischen Gruß überrascht wurde. Ich wandte mich um und sah zu meiner Freude meinen Kameraden Brenner, seines Zeichens Doktor der Philosophie und naturwissenschaftlicher Gelehrter. Bald waren wir in ein Gespräch über schwedische Verhältnisse vertieft. Es dauerte aber nicht lange, bis ich bemerkte, daß er nicht mehr im Besitz seiner früheren ansteckenden Munterkeit war und sein früher so reicher Vorrat an witzigen Einfällen ein Ende genommen hatte.

Wir machten einen Spaziergang vor dem Musikpavillon, um die Jungfrau besser im Mondschein sehen zu können, und ich fragte ihn offen — denn wir waren alte Freunde —, was ihm fehle.

„Ich habe mich gerade danach gesehnt, einen alten Freund zu treffen, um ihm mein Herzeleid mitteilen zu können," sagte er und blickte mir traurig in die Augen, „und da ich nun einen solchen gefunden habe, so will ich die Gelegenheit benutzen und mein Herz erleichtern. Ich wohne", so erzählte er, „im Hotel Beau Rivage. Weil in der ersten Zeit meines hiesigen Aufenthaltes noch wenige Sommergäste da waren — der Frühling war ungewöhnlich kalt gewesen — so konnte ich ungestört meinen Studien obliegen; aber eines schönen Tages fand ich es langweilig, noch länger den Einsiedler zu spielen und begab mich deshalb in den Kurpark. Dank einem englischen Gelehrten, dessen Bekanntschaft ich dort machte, wurde ich in eine angenehme Familie eingeführt, die aus Mutter, Vater und Tochter bestand. Die letzte war, offen gestanden, entzückend."

Er hielt einen Augenblick in seiner Erzählung inne.

„Und da verliebtest Du Dich natürlich", fuhr ich fort, „sie erwiderte jedoch Deine Neigung nicht, sondern reiste ihrer Wege, und damit ist die Geschichte zu Ende."

„Zu Ende, aber nicht auf diese Weise," fiel er mit einem traurigen Ton in der Stimme ein. „Es ist wahr, sie ist abgereist, aber vorher.... während mehreren Tagen .... ah, wenn ich daran denke .... so mit dem Herzen eines Mannes spielen zu können!"

Er weinte beinahe, der starke Mann an meiner Seite.

„Aber was ist es denn?" fragte ich teilnehmend.

„Das sollst Du hören. Die englische Familie wohnte im Hotel Viktoria, was zur Folge hatte, daß wir uns meistens im Freien trafen. Während der Zeit ihres Aufenthaltes in Interlaken verging kaum ein Abend, ohne daß wir zusammenkamen. Ich hatte das junge Mädchen am ersten Abend kaum beachtet, weil ein wissenschaftliches Gespräch meine Aufmerksamkeit fesselte; aber an den folgenden! Du hättest sehen und hören sollen, wie begabt, wie schön und gut sie war!"

„Kenne das!" lachte ich. „Aber Du tröstest Dich wohl bald."

„Niemals! Du kennst Sie nicht, Du weißt nicht, welch ein Engel sie ist, und wie vertrauensvoll sie sich an mich anschloß, wenn ich von meiner Heimat mit den hohen Bergen und den tiefen Tälern berichtete. Sie saß wie .... doch lache nicht .... wie Desdemona, die den Schilderungen Othellos lauscht."

„Aber wie entstand denn dieser Bruch?" fragte ich teilnehmend. „Deiner Beschreibung nach zu urteilen, war ja die Sache völlig klar."

„So dachte ich auch und sie wohl ebenfalls, wie es mir schien. Wir hatten mehrmals Gelegenheit, allein über die wichtigsten Fragen des Lebens zu sprechen, und es bedurfte nur eines Wortes von mir, um unseren Bund zu besiegeln."

„Aber warum rücktest Du denn nicht heraus mit dem, was Du auf dem Herzen hattest? So hätte wohl die Geschichte einen anderen Ausgang genommen."

„Ich war just eines Abends entschlossen, dies zu tun, als ich hinab in den Garten ging, wo wir gewöhnlich nach dem späten Mittagessen unseren Kaffee einnahmen. Aber diesmal traf etwas ein, das meinen ganzen Plan zerstörte."

„Du machst mich wirklich neugierig. Erzähle!"

„Wir saßen in schönster Ruhe beisammen und plauderten. An den vorhergehenden Abenden war es sehr kühl gewesen, weshalb ich Ueberrock und Handschuhe getragen hatte, nun aber herrschte das herrlichste Sommerwetter, was unsere ohnehin heitere Laune noch bedeutend erhöhte. Der Kaffee wurde serviert. Ich zog meinen Ueberrock und die Handschuhe aus und wollte just meiner Geliebten den Kaffee präsentieren, als sie oder ich .. ich weiß nicht wer — durch Zufall ihre Tasse umstieß, deren Inhalt sich über ihr weißes Kleid ergoß. Ich wollte sie just wegen meiner Ungeschicklichkeit um Entschuldigung bitten, als ich zu meiner Verwunderung sehen mußte, wie sie aufsprang und mir einen Blick voll des bittersten Vorwurfs und Abscheus zuwarf. Meine Verwunderung verwandelte sich in Schmerz, als ich sie den Arm ihrer Mutter ergreifen und wortlos und ohne Gruß sich entfernen sah. Die Herren behandelten mich mit kühler Artigkeit, und die ganze Familie, die doch wenigstens noch einen Monat in Interlaken hatte bleiben wollen, war am folgenden Tag nach Montreux abgereist, wie ich nachher vom Portier des Hotels vernahm...."

„Eine merkwürdige Geschichte," murmelte ich im stillen. „War sie wirklich so aufbrausenden Charakters?"

„Und denke Dir, wegen eines einfachen Waschkleides stellt sie eine solche Szene an! Sie, die nach meiner Meinung so sanft und nachsichtig war! Und ich glaube auch, daß sie selbst die Tasse umgeworfen hat."

Ich dachte einige Augenblicke über die Sache nach und — brach in ein lautes Lachen aus. Jetzt verstand ich alles. Und je länger ich über die Sache nachdachte, desto komischer erschien sie mir. Ein derber Puff von seiten meines Freundes veranlaßte mich doch, meine Lachlust zu bezähmen.

„Glaubst Du, daß dies recht ist von Dir, so meines Unglücks zu spotten?" rief er und warf mir einen Blick zu, der mich mit ewiger Ungnade bedrohte.

„O, Du einfältiger, gutmütiger, verliebter Narr, verstehst Du denn gar nicht, wie die Sache zusammenhängt? Du hattest Deine Handschuhe ausgezogen, sagtest Du?"

„Ja! Was mehr?" Sein Gesicht bildete ein einziges großes Fragezeichen.

„Und da hat die englische Miß Deinen Doktorring gesehen, begreifst Du jetzt?"

Mit einem Sprung hatte er die Bank verlassen, auf die er sich gesetzt hatte, erfaßte mit beiden Händen meine Schultern, die er frenetisch schüttelte und lachte und schrie:

„Du hast recht! .... Du hast recht! .... Mein Doktorring! .... Mein Doktorring! .... Daß mir das nicht eingefallen ist! —— Welch ein Narr ich gewesen bin! .... Zu glauben, daß sie wegen eines befleckten Kleides so böse war!"

Am folgenden Tage reiste er nach Montreux.

Es verhielt sich, wie ich mir gedacht hatte. Unbekannt mit dem Gebrauch unserer schwedischen Doktorringe, hatte die junge Engländerin, als sie ihn sah, geglaubt, daß Brenner verheiratet wäre. Nun, die Verlobungskarte, die ich einige Tage später erhielt, war von einigen Zeilen begleitet, mit denen mir Brenner mitteilte, daß er von seiner Braut die Erlaubnis erhalten habe, den Verlobungs- und den Doktorring am gleichen Finger zu tragen.

— Ein Gemütsmensch. Richter: (zum Angeklagten): „Wenn Sie wirklich nur aus momentaner Not zum Dieb geworden sind, wie kamen Sie dazu, gleich den ganzen Stall mit drei Schweinen auszustehlen?"

Dieb: „Herr Gerichtshof, i' hab' immer a' weich's Herz g'habt. Wie 'i die erst' Sau aus 'm Stall hab', hat s' traurig nach den andern umg'schaut, daß i' glei' g'sehn'n hab', die kriagt 's Heimweh nach ihre' Kameraden. Und weil i' dös net mit anschau'n hätt könna, hab' i' auch noch die zweit' g'holt. Nun wär' aber die dritt' allein 'blieben, und um der den Schmerz zu ersparen, hab' i' s' halt aus Mitleid auch noch mitg'nommen!"

— Der Drachen. (Im Wirtshaus.) „Warum bestellen Sie denn gleich zwei Glas Bier, Herr Muckelberger?"

„Wissen S', damit der Wirt denkt, mei' Alte kommt gleich nach... da traut er sich wenigstens nicht, schlecht einzuschenken!"

— In Monte Carlo. Frau (zu ihrem Gatten, der mit seinen Freunden den Spielsaal besuchen will): „Das sage ich Dir, Geld nimmst Du mir aber nicht mit in den Saal. Wenn Ihr unbedingt in Monte Carlo spielen wollt, dann setzt Euch nachher draußen hin und spielt Skat."

Zwangsfütterung.

Wie sie in den englischen Gefängnissen gehandhabt wird.

Mary Richardson, die Londoner Bilderstürmerin, die wegen ihrer Schandtat zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt wurde, ist mit englischen Frauengefängnissen bereits von Grund auf vertraut. Sie hat kürzlich in der „Suffragette" eine Art Gefängnistagebuch veröffentlicht und beschreibt darin aufs anschaulichste die Zwangsfütterung, wie sie in England gehandhabt wird:

„Die Zwangsfütterung wird im Holloway-Gefängnisse täglich wenigstens zweimal ausgeübt. Ich selbst habe diese Folter erduldet und ich bitte alle, die an die Kraft des Gebetes glauben, zu den beiden Stunden des Tages — ½10 und um ½5 — zu beten, daß die weiblichen Gefangenen sobald wie möglich befreit werden und daß unser Volk Verzeihung für das große Verbrechen erlangt, das es begeht, wenn es an Frauen diese barbarische und schreckliche Folter vollzieht. Einige Leute behaupten, die Opfer der Zwangsfütterung hätten weniger auszustehen, wenn sie sich nicht wehrten. Man wehrt sich, weil einen die Schmerzen außer sich bringen und weil die Nerven der Augen, der Ohren und des ganzen Gesichtes solche Schmerzen verursachen, daß es unmöglich ist, nicht wenigstens Widerstand aus allen Kräften zu versuchen. Man wehrt sich auch aus einem anderen Grunde: eine Zwangsfütterung erdulden, heißt einen schändlichen Eingriff in die Persönlichkeit gleichzeitig mit einem entsetzlichen körperlichen Schmerz dulden, und widerstandslos eine solche Behandlung hinnehmen, wäre ein Verbrechen.

Die Zwangsfütterung beginnt mit einem Kampfe gegen acht oder neun Wächterinnen. Meistens erliegt man der Ueberzahl, man fällt zu Boden, dann wird man aufgehoben und auf ein Bett geworfen, die Wächterinnen ergreifen einen an Armen und Beinen, drei der Frauen legen sich einem über die Beine und pressen einen mit solcher Gewalt, daß fast die Knochen brechen, dann werden einem die Schuhe ausgezogen, und es krallen sich Hände in die Knöchelgelenke ein. Zwei weitere Wächterinnen packen einen bei den Schultern, vier halten die Arme und zwei weitere bohren einem die Knie in die Hüftengegend, so daß man fast erstickt. Dann wird man in ein Tuch gewickelt, das Kopf und Stirn umschlingt, und eine Wächterin bohrt einem dabei die Daumen in die Schläfen.

In diesem Augenblick kommt der Arzt. Man sieht mit halb geschlossenen Augen seine Hände sich bewegen, er führt vorsichtig einen Gummischlauch in die Nasenlöcher ein, dann stößt er ihn kräftig bis zum Schlund vor, was zu Zerreißungen und Entzündungen führt, und nun wird das fast ein Meter lange Rohr durch den Schlund in den Magen geführt. Langsam fließt die Arznei, oder was einem sonst verabfolgt wird, in den Magen. Man kann nicht erkennen, was es ist, denn das Gefäß ist undurchsichtig. Jetzt kann man nicht mehr widerstehen, man erstickt fast und hustet furchtbar, bis der Vorgang vorüber ist. Wider Willen rinnen einem die Tränen aus den brennenden Augen. Schließlich zieht der Arzt das Rohr mit einer kräftigen Bewegung heraus, die sich anfühlt, als bekäme man einen Peitschenschlag ins Gesicht, der Rest der Flüssigkeit spritzt einem über das Gesicht, der Arzt geht schnell davon, die Wächterinnen lassen los, keuchend, taumelnd und halb betäubt sucht man sich auf sich selbst zu besinnen, man bringt seine Kleidung wieder in Ordnung und setzt sich, wenn man dazu noch die Kraft hat, vor die weiße Wand und wartet sieben Stunden, bis die Folter von neuem beginnt."

— Unter Schusterjungen. „Hat Dein Meester aber 'ne große Hand."

„Und nu denke Dir mal, unter dem seiner Behandlung zu sein.""

— Ein Skeptiker. A.: (Ehemann): „Ich kann Ihnen die Ehe nur empfehlen; Sie werden sehen, daß Sie in jeder Beziehung billiger leben!"

B. (Junggeselle): „Eben deshalb bin ich mißtrauisch — was billig ist, taugt gewöhnlich nichts!"

— Dankbarkeit. 1. Freund: „Was? Den Doktor Müller willst Du zum Hausarzt nehmen? Der soll doch in seiner Praxis ganz unbedeutend sein!"

2. Freund: „Schon möglich, aber er hat gleich bei seinem ersten Besuche meiner Frau das viele Reden verboten."

— Die Hauptsache. Postbeamter (einen betrunkenen Studenten bringend, den er im Chausseegraben auffand): „Entschuldigen Sie, wohnt dieser Herr bei Ihnen!"

Vermieterin (die Hände über dem Kopf zusammenschlagend): „Aber natürlich, das ist ja Herr Spund — jetzt wird er sogar schon mit der Post nach Hause geschickt — ist er denn wenigstens frankiert?"